

Wenn mein Kindchen schlafen geht

Wenn mein Kindchen schlafen geht,
kniet es fromm im Betlchen nieder,
spricht sein kleines Nachtgebet,
schließt zum Schlummer dann die Lider.

Kommt ein Traum und küßt's geschwind
auf die rotenrosen Bäckchen,
schläft es bis zum Morgen lind
unter seinem weißen Deckchen.

Mit der lieben Engelschar
spielt mein Kind im Paradiese,
gold'ne Sternchen, licht und klar
pflückt es auf der Himmelswiese.

Und es lächelt süß im Traum,
weiß noch nichts von Leid und Schmerzen
all sein Glück im Weltenraum
blüht ihm noch am Herzen.

Fata morgana

Eine wahre Geschichte.

Mascagni dirigierte. Der Rhythmus sprang aus der Versenkung und umtanzte die Melodie, die wie eine hypnotisierte Schlange aus dem Dunkel hervorkroch. Fünf Minuten nach Beginn knarrte leise eine Logentür. Unwillig blickte ich hin, und meine Augen blieben hängen. Eine Frau in großer Toilette und ein Herr im Smoking waren eingetreten. Die Frau bemerkte mich sofort. Eine Sekunde lang starrten mich die schwarzen Augen an, aber ich wandte mich ab und folgte der Oper. Einige Augenblicke später fühlte ich den Magnetismus dieses Blickes. Die Frau lächelte kaum merklich. Ihr Blick war so bewußt und stark, daß ich einen heißen Kopf bekam. Zunächst dachte ich, es wäre nur ein Kokettieren, eine Laune, Langweile, weil sie gar nicht herkommen hatte wollen. Doch nein: der Blick war ganz persönlich und galt mir allein, denn er grüßte mich erfreut, erstaunt und zärtlich. Er nahm mich an der Hand und führte mich einen Weg, den ich Schritt für Schritt erkannte. Und am Ende des Weges erkannte ich meinen Führer, die Frauenaugen, und plötzlich wußte ich, daß diese Frau einmal mein gewesen war. Wie aus einer Sonne sprangen Erinnerungssterne aus dieser Erkenntnis. Ihre Hand, die auf der Logenbrüstung lag, die nackten Schultern, der Kopf, — alles erkannte ich mit einer Bestimmtheit, an der kein Zweifel aufkommen konnte, aber sie, die Frau erkannte ich nicht.

Ich strengte mein Gedächtnis an, um draufzukommen, wer die Bekannte ist, um mich ihres Namens zu entsinnen, des Ortes, der Zeit unseres Zusammentreffens, gewisser bestimmender Umstände... Vergeblich.

Der Schlußakkord riß die Musikflut zurück. Der Menschenblock rührte sich... zerfiel in Flächen, Ecken, Kanten, Punkte... Unsere Blicke hakten sich lichtumflutet ineinander. Wir lächelten beide und erhoben uns gleichzeitig. In der Hinterloge trafen wir zusammen:

„Sie sind da?"... versuchte ich.

„Sie wissen ja nicht, wer ich bin," antwortete sie. Ich wußte es in der Tat nicht und suchte mit scherzhaften Redewendungen darüber hinwegzukommen.

„Sie kennen mich nicht," sagte sie unbeirrt, und in ihrer Stimme war nichts von verletzter Eitelkeit. Ein Trauerklang schwang mit, Verwunderung und vielleicht ganz von fern her kaum merklich Ironie.

Der Smoking kam dazu: „Mein Mann."

Ich murmelte meinen Namen. Ein paar Belanglosigkeiten, ein erstarrtes Lächeln. Dann ein Glockenzeichen.

„Besuchen Sie mich morgen abend in unserer Villa."

Sie gab die Adresse an. Ich verbeugte mich. Nach der Oper sahen wir uns noch einmal im Gedränge. Die ganze Nacht über quälte mich der Gedanke: wer ist sie? Am Abend, da ich vor dem Gittertor der bezeichneten Villa stand, wußte ich noch nicht, wer sie war. Eines nur wußte ich unabweisbar: diese Frau war einmal mein gewesen.

„Mein Mann läßt sich vielmals entschuldigen, er wird später kommen."

Wir saßen zusammen, tranken Tee und unterhielten uns über hundert Dinge. Wir vermieden die Frage, die uns erfüllte. Wenn ich ihr näher kommen wollte, überhörte sie meine Worte und lächelte. Zwei Fechter waren wir und standen nach zwei Stunden noch immer in der „Fertig-Stellung". Keiner von uns hatte einen Schritt getan.

Endlich übermannte es mich. Ich sprang auf, riß ihre Hände an mich, zog sie zu mir und fieberte die Frage hervor:

„Du warst einmal mein gewesen! Ich weiß nicht mehr wo... aber mein warst du ... ich weiß nicht mehr wann ... Wer bist du? Wie heißt du? Ich... ich habe dich vergessen, aber ich weiß noch alles, alles..."

„Du weißt?... So sage es!"

„Ich kann es nicht sagen! Ich weiß es nicht in Gedanken! Ich kann es nicht mit Worten sagen! Aber ich weiß es..."

„So frage nicht."

„Ich muß es wissen! Du kennst meinen Namen? Sag ihn!"

„Sag du meinen."

Wir rangen miteinander. Ich wich Schritt für Schritt zurück. Sie folgte mir. Schritt für Schritt. Am Rande der Vernunft stand ich eine Sekunde still. Es war meine letzte Kraft. Dann stürzte ich kopfüber hinab ...

Als ich in meiner Wohnung war, mußte ich mich auf den Diwan werfen. Ich überdachte noch einmal alles. Je intensiver, verzweifelter ich der Erinnerung nachjagte, um so weniger gelang es mir, die Lösung zu finden. Ich verfolgte Moment für Moment die Begegnung, und ließ nichts unbelebt.. Die Jagd führte mich im Labyrinth meines Lebens kreuz und quer, und es schien mir in Augenblicken, daß ich den Schleier heruntergerissen habe, aber sofort danach stand das Erinnerungsbild dunkler als vorher vor mir.

Erschöpft und zermartert wollte ich den Kampf aufgeben, doch das Erlebnis saß zu tief in mir und brach im Moment gänzlicher Ermattung mit neuer Kraft hervor. Da packte mich ein Verzweiflungsgedanke: vielleicht war das ganze eine Täuschung? Autosuggestion? Hypnose? Oder vielleicht... Ich durchforschte die letzten sechsunddreißig Stunden in dieser Beleuchtung und kam vom anderen Ende zum selben Resultat: ich kannte die Frau, und sie war mein gewesen.

Nun dachte ich daran, wie wir am Morgen voneinander geschieden waren: „Forsche nicht und lebe wohl!" hatte sie gesagt.

Auf meine Frage gestand sie, daß ihr Mann verreist war und erst mit dem Mittagszug eintreffen sollte. Ich flehte sie an, ich beschwor sie. Dennoch ging ich von ihr, ohne zu wissen, wer sie war.

Und ich wußte es noch immer nicht. Da sprang ich auf. Es war noch Zeit bis zum Mittagszug. Ich fuhr zu ihr. „Sie sei nicht zu Hause," sagte der Diener. Ich stieß ihn beiseite und drang in ihr Boudoir ein. Auf den Knien begann ich meine Beschwörungen von neuem, aber sie, die ich eine Nacht in meinen Armen gehalten hatte, maß mich mit einem durchdringenden kalten Blick, vor dem ich verstummte. Dann sagte sie, jedes Wort betonend:

„Sie sind mir ein Fremder. Wenn Sie einmal im Leben mit mir zusammengetroffen waren und mich vergaßen, sind Sie ein Fremder. Und wenn Sie gestern wirklich ein Fremder gewesen waren, mit dem ich einmal im Leben, aber nur einmal, zusammentreffen wollte, so sind Sie auch ein Fremder — heute! Sie können wählen. Und jetzt bitte ich Sie..."

Ich taumelte hinaus. Und nie werde ich es erfahren, ob ich meine Geliebte wirklich gekannt hatte, oder ob es die suggestive

Gewalt einer unbekannten Frau war, die aus Laune, vielleicht weil sie an jenem Abend gar nicht in die Oper hatte kommen wollen, oder vielleicht aus plötzlichem Interesse dieses Spiel spielte. Denn ich habe sie gekannt, so gewiß wie mein eigen selbst und dennoch. . Sie blieb mir eine Fremde.

Erst zwei Tage danach kam mir der einfachste Gedanke, einen förmlichen Besuch bei ihrem Manne zu machen. Als ich aber seinen Namen dem Portier der Villa nannte, sah er mich mißtrauisch an, da dort ein Herr dieses Namens nie gewohnt habe. Oben in der Wohnung fand ich fremde Menschen, und ich zog mich stockend zurück. Ich fand den Namen auch bei der Polizei nicht. Wird mir diese Geliebte noch einmal erscheinen?...

Die Königin der Nacht

Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

Es war in Bayreuth, in einem Festspielsommer, so um die Mitte der neunziger Jahre. Aus allen Ländern waren sie zusammengeströmt, um den Zauberklängen des Meisters zu lauschen. Geldmagnaten und Geistesgrößen, Fürstlichkeiten und regierende Könige wandelten durch die Straßen der lieblichen Mainstadt und in den Zwischenakten auf dem Festspielhügel. Interessante Begegnungen wurden alltägliches Ereignis.

Deshalb wunderten wir uns auch gar nicht, als uns eines Tages das kleine Aushilfsmädchen meldete: Frau v. G. habe hergeschickt; sie ließe uns zum Abend bitten und „dann noch etwas von einer Königin!" Die Königin von Württemberg hatte den letzten Aufführungen angewohnt. Die Königin der Niederlande wurde erwartet; die Königin irgendeines Exotenstaates war mit ihrer gelben Begleitung da — nichts war unmöglich auf diesem kunstgetränkten Boden. Wir hatten zwar nie etwas vernommen von höfischen Beziehungen unserer Freundin; noch weniger konnten wir uns denken, warum gerade wir einer Vorstellung gewürdigt werden sollten. Aber in Festspieltagen hat „das Wunderbare" einen Platz im Leben jedes Bayreuther Einwohners, und so ließen wir zurücksagen, wir würden so frei sein. Schon beim Näherkommen auf der Straße sahen wir eine erleuchtete Fensterflucht. Im Vorzimmer Mäntel und Hüte. Strahlend lächelte das Mädchen. Aber nirgends ein Lakai — die Königin war also noch nicht erschienen. Die Wirtin begrüßt uns, der Hausherr drückt uns die Hände. Es sind schon mehrere Gäste da, lauter gute Bekannte, lauter gebildeter Mittelstand, durchaus keine Hofleute. Nun machen wir doch ein etwas befremdetes Gesicht. Aber ehe man es noch bemerkt, wendet sich die Hausfrau zur Türe des anstoßenden Zimmers und sagt: „Ich glaube wir sind ziemlich vollzählig. Jetzt bitte, kommen Sie herein, sie ist gerade im schönsten Glanz!" Auf einmal wird es helle in unserm Geist, und wir wissen, wem zu Ehren wir eingeladen sind. Eine milchweiße Ampel erhellt das Nebenzimmer mit sanftem Silberlicht. Auf der dunklen Samtdecke des Tisches steht sie, der zu huldigen wir hergebeten sind, die exotische Fürstin, die Königin der Nacht! Ein hoher, schmaler, vielkantiger Stamm; schlangengleich sich windende und verknotete Aeste; ein unschönes Gebilde, fremd und unheimlich.

Aber an einem der Aeste, in glänzender Weiße, leuchtet die Blume, lächelt die vollendete Schönheit. Es faßt uns alle an, wie eine leise, weiche Rührung; als stünde man vor einem erwachenden Kinde, als enthülle sich uns etwas unfaßbar Zartes und Geheimnisvolles. Weit ausgebreitet, in unsäglicher Reinheit und Unberührtheit, liegen die schneeig glänzenden Blätter der Blumenkrone; wohl zwei Hände breit im Durchmesser der Blüte. Aber halb geschlossen noch liegen zu einander geneigt die goldgelben Lanzetten des inneren Kelches. Und als wir so um den Tisch stehen, alle noch still und fast ein wenig scheu, da ist's, als ob ein Seufzer das Herz der Blume erhöbe, mit einem leisen Erschauern, wie ein Atemzug geht, öffnet sich die goldene Mitte, die Kelchblätter legen sich auseinander, und ein blauer Tropfen, Tau oder Honig, fließt über die kühle Keuschheit der weißen Blüte.

Nun kommt auch Leben unter die zu so seltenem Schauspiel Geladenen. Die „Ah"'s und „Oh"'s wollen kein Ende nehmen. „Süß" und „entzückend", „wunderbar" und „grandios" — eine ganze Sammlung bewundernder Ausbrüche. Die einen erkundigen sich nach der Pflege der seltenen Pflanze, die anderen erzählen von ähnlichen glücklichen Erfolgen. Die junge Zeichenlehrerin rüstete sachgemäß ihr Malgerät, der alte General meint: hier dürfe man wohl nicht rauchen?

Der junge Reallehrer hat einen kleinen Vortrag vorbereitet über Heimat und Ursprung der Königin der Nacht. Nach leichtem Räuspern begann er: „Cereus grandiflorus kommt von den Antillen" — doch da bittet die Hausfrau, das wolle man doch in Ruhe und Gemütlichkeit genießen, man könne ja immer dazwischen hereinschauen, und drängt ihre Gäste ins Wohnzimmer zurück, wo inzwischen ein Imbiß aufgestellt ist.

Mich lockte der botanische Vortrag des Herrn Reallehrers nicht, ich bleibe lieber bei der Blume, im kühlen Nebenzimmer und bei den zwei Mädchen, die auch dageblieben sind. Da ist zuerst die junge Zeichenlehrerin. Mit Feuereifer malt sie darauf los; arbeitet mit Kremser-Weiß auf dem grauen Tonpapier, setzt gelbe Lichter auf, gibt den blaugrünen Farbton der Zweige getreulich wieder. Das gibt eine Vorlage für die Klasse, daß es eine Freude ist!

Aber die andere ist mir lieber: meine stille Freundin, die blonde Elisabeth. Sie schaut die Blume mit dem Herzen an, nicht nur mit den Augen und sie legt das eigene weiche Gefühl in die Seele der fremden Pflanze. „Sie hat geweint!", sagt sie ganz leise und drückt mir die Hand, und ich sehe, daß auch in Elisabeths Augen ein feuchter Schimmer steht. Ich verstehe ihn wohl und das ist ja auch der Grund, warum ich dem jungen Reallehrer ein wenig gram bin. Die zwei haben sich bei uns kennengelernt, diesen Winter, beim Quartettspiel. So gut spielten sie zusammen und so schön ging alles seinen Gang. Ich fühlte, daß die beiden Menschen, die so gut zueinander paßten, sich nahekamen, und ich baute schon Luftschlösser auf für meine liebe Freundin, der ich ihres Lebensernstes und ihrer Tüchtigkeit halber jedes irdische Glück gewünscht hätte. Aber es ging, wie es so oft zu gehen pflegt. Der junge Mann fand das entscheidende Wort nicht, zögerte die Entscheidung hinaus, zog sich anscheinend zurück, näherte sich wieder, und darüber wurde das Mädchen scheu und zaghaft. Man vergesse nicht, es war ja im vorigen Jahrhundert, wo ein Mädchen demutsvoll warten mußte, ob es der Mann in Gnaden erwählen wolle! Dann kam der Sommer, die Reisezeit, und das Quartettspiel hörte auf und damit die Begegnungen der jungen Leute. Denn wenn der Herr Reallehrer auf offener Straße das Fräulein Elisabeth begleitet hätte, dann hätte ihn ja beim Mittagstisch ein Kollege daraufhin ansprechen oder gar hänseln können, und das war doch unter allen Umständen zu vermeiden. So stand das liebe Mädchen denn wehleidig bei der weißen Blume und sah ihr zu, wie sie in Einsamkeit und Heimatferne blühte und welken mußte.

Es war ganz still im Zimmer. Die Zeichnerin schrapte mit ihrer Kreide, von nebenan hörte man die Stimme des Redners, die kleine Ausrufe der Damen unterbrachen. Ein leiser Windhauch blähte die Vorhänge des Fensters und wieder war's als ob ein Atemzug die Krone der Blüte bewege. Und zugleich dämmerte es in der Tiefe des Kelches, wie ein kaum geahnter, rosenfarbener Schimmer, erste leise Ahnung des Welkens. Denn der Königin der Nacht ist ja nur eine einzige Sommernacht zu leben vergönnt. Wenn der Morgen dämmert, muß die Blüte sterben.

Auch über Elisabeths lieblichem Antlitz lag's in diesem Augenblick wie ein ganz leiser Schatten des Verblühens. Sie war nicht mehr in erster Jugendblüte, sie hatte schon Schweres erfahren. Nun war ihr letzter Liebestraum in Enttäuschung verblaßt, nun kam das langsame Welken. So sann ich und war traurig, und betrachtete das sinnende Mädchen und die seltsam lebendige Blüte.

Die junge Zeichenlehrerin war indessen fertig geworden. Zufrieden beschaute sie ihr Werk und legte mit ein paar freudigen Worten ihr Arbeitsgerät zusammen. Auch ich wollte zur Gesellschaft zurück, so blieb Elisabeth allein in dem stillen, kühlen Raum.

Im Nebenzimmer kam ich gerade zum Aufbruch zurecht; doch wollte die freundliche Wirtin ihre Gäste nicht entlassen, ehe man nochmals das Blumenwunder besichtigt hatte. An meiner Seite ging der junge Botaniker und er sah wie ich das blasse Mädchen neben der weißen Blüte stehen, zart und rührend alle beide. Und er sah, wie Elisabeths Züge sich rosig überhauchten und sah den hoffnungshellen, demütigen Blick. Da brachen alle Wälle in ihm zusammen. Unternehmend funkelten die Brillengläser und mit einem raschen Schritt trat er um den Tisch herum, ganz Sieger und Beglücker. Es war ein Glück, daß die arme Blumenkönigin deutliche Zeichen der Lebensmüdigkeit erkennen ließ, so hatte niemand Zeit, sich um die zwei in der Tiefe des Zimmers zu kümmern. Ich aber war nicht im mindesten erstaunt, als mir Elisabeth beim Mantelanziehen zuflüsterte: „Du bist die Erste, die es erfährt! Wir haben uns eben verlobt!"

Das ist die Geschichte, wie ich auszog, um einer Königin vorgestellt zu werden, und dann nichts erlebte, als eine Blumenblüte und eine spießbürgerliche Liebesgeschichte. Heutzutage wäre so etwas nicht mehr möglich; es war eben im vorigen Jahrhundert!

Die schöne Marie

Gelb fließt die Seine, ein breiter, schmutziger Strom, in vielen Kanälen durch das brausende Herz Europas. An St. Cloud strömt sie vobei, den grünen Bergen des großen Korien, an Seevres und Auteuil in die geöffneten Arme von Paris. Am Quai von Notre-Dame zwischen dem Petit Pont und dem Pont de la Tournelle haust der Abschaum von Paris. Es gibt ihn auch draußen an den Wällen von Clignancourt oder hinter der Porte d'Orleans, aber nirgends wirkt er so grausig, so hoffnungslos wie hier im letzten Stadium menschlichen Verfalls. Im Angesicht von Notre-Dame, dieser magischen Kirche, hinter deren buntgemalten Fenstern mystische Feierlichkeit und ergreifender Zauber schläft, hocken auf den holprigen Steinen, auf verdrecktem, sandigem Boden Frauen und Männer durcheinander. Da ist ein Weib mit einer Glatze und einem Holzbein, das neben ihr liegt. Aus ihrem von allen Lastern und Qualen vertierten Gesicht stieren zwei Augen von faulig-schillerndem Grün. Sie heißt La belle Marie, „Die schöne Marie". Mit zitternden Händen ergreift sie die mit fusligem Rotwein gefüllte Flasche und läßt sie kreisen in dieser Gespensterrunde, die noch aus vier Kerlen besteht, unwahrscheinlich zerlumpten Ruinen, die kaum noch einen Fetzen auf dem Leib tragen und deren Gesichter zerfressen, zernarbt und zerfurcht sind. Der Abend wirft die ersten Schatten schon über die Türme von Notre-Dame und die Sonne sinkt in königlichem Purpur müde dem Horizont entgegen. Die Bewohner des Quais schleichen sich schleppend langsam heran. Da ihre Taschen zerlöchert sind, tragen sie ihre Flaschen in der Hand, ebenso ein Stück Zeitungspapier oder einen alten fadenscheinigen Sack, mit dem sie sich zudecken in der Nacht. In derselben Nacht, da aus dem tobenden Bauch von Paris das Bacchanal der Glücklichen zu den Sternen emporsteigt.

•

Ein beißender Wind pfiff von dem schwarzen Wasser herauf und dicke Regenwolken wanderten oben. Belle Marie und ihre Runde froren. In ihren Hirnen kreiste nur dämmernd der Gedanke: Alkohol. Um zu schlafen, um zu vergessen, um sich zu wärmen. Mit gierigen Fingern grub Marie in den feuchten Sand und griff triumphierend eine Flasche heraus. In den Augen der Männer flackerte die Freude, zum Schreien fanden sie keine Kraft mehr. Man trank und schwieg. Harte Strähnen peitschte der Regen in die Runde. Die Flasche ging um, die Sterne verschwanden und der Mond, schwach nur waren noch die Silhouetten der Lebendtoten sichtbar. Enger rückten sie zusammen und plötzlich begann die schöne Marie mit heiserer Stimme, röchelnd fast, zu erzählen:

„Vor zwei Jahren, am dreizehnten März war es, daß mir die Tramway auf dem Boulevard des Capucines das Bein abfuhr. Dreißig Jahre war ich alt, und schön. Der junge Schauspieler Marcel Deejou mein Geliebter. Wir lebten zusammen in einer hübschen kleinen Wohnung auf dem Boulmich in einem großen, traumhaften Glück. Nach dem Unfall erwachte ich erst wieder drei Jahre später. Meine Augen waren noch ganz schwach und der Glanz des Tages blendete sie, doch sie fühlten Marcel, wie er dasaß und mich anzulächeln versuchte, doch meine Hand berührte den Körper, ganz zufällig, und ich merkte — es war maßlos entsetzlich —, daß ich nur noch ein Bein hatte. Ich wußte zugleich, daß nun alles vorbei sei: die Liebe, Marcel, die kleine Heimat das Boulmich. Ich schloß die Augen und fiel in ein schweres Fieber. Nach Tagen gab mir die Schwester ein Kuvert. Es enthielt dreitausend Francs und das eine Wort Adieu. Dann ging es rasch, in stetig sich verdoppeltem Tempo wuchs das Unglück. Von damals blieb mir nur das"... Marie nahm das Holzbein und schwang es hoch wie eine pechschwarze, grausige Fackel.

Der Wind wurde stärker, der Regen und die Kälte. Die Zähne schlugen knirschend aufeinander und die ausgehöhlten Körper flogen.

„Hätten wir doch einen Grog", jammerte Francois, den sie den „Roten" nannten, weil er an Blutstürzen litt.

„Ja, einen Grog", flüsterte Jequnot, der 75jährige.

•

Rolant, der Dritte der Runde, sagte unvermittelt:

„Marcel Deejou spielt im Ambassadeur."

Wie ein Blitz schlug das Wort „Ambassadeur" ein. Glanz und Licht, Wärme und Autos. Verlorene Welt. So erhaben war dieser Begriff, daß niemand ein Wort sagen konnte. Lautlos arbeiteten die Gehirne. Eine funkelnde feurige Phantasmagorie, tanzte das Wort „Ambassadeur" vor ihnen. Ein Märchen, ein Spuck.

Die schöne Marie saß mit fiebrig-glänzenden Augen. Ihre Adern schwollen und das Blut schoß ihr in den Kopf. Sie riß ihr Holzbein an sich, schnallte es fest, erhob sich mit einem wilden Ruck und humpelte wortlos auf ihrem Stock davon. Teuflisch grinste der haarlose Kopf und wie eine Schere riß der Wind durch die Lumpen.

„Ich werde ihn um Geld bitten, ich werde ihm sagen, wer ich bin, er wird mich nicht verlassen"... diese Gedanken gaben ihr Kraft. Tage und Nächte würde sie dann trinken, nicht mehr frieren. Erst als sie in den Bereich der Place de la Concorde kam, in die Atmosphäre des „Crillon", der „Champs Elysees", dorthin, wo sie früher mit ihm gewesen war, zitterten ihre Knie ein wenig. Ihre Augen schienen wie im Krampf geöffnet und die Passanten wichen ihr scheu aus. Doch Marie war ganz erfüllt von dem milchweißen Licht der Laternen, dem schwarzen Spiegel des Asphalts, den tanzenden Autos. Dann sah sie das strahlende Gebäude des Ambassadeurs. In endloser Kette hielten Limousinen wie große, schöne starke Tiere vor dem Eingang. Sie wanderte in eine kleine Seitenstraße, dorthin, wo der Bühnenausgang war. Die Sekunden schienen ihr die Endlosigkeit von Tagen zu haben. Ihr schwaches Herz schlug zum Zerspringen. Doch eine Stimme schrie in ihr: „Habe kein Mitleid, schone ihn nicht, wie er keins hatte und dich nicht schonte!" Männer kamen und warfen ihr ein paar Sous hin, und lachende Frauen, in zarte Düfte und schwere Pelze gehüllt, verschwanden, dann aber trat, noch immer schön und jung, schlank und elastisch, frisch und elegant, Marcel Deejou heraus. Rote Kreise schossen flirrend in den Blick der Marie, es war ihr, als verbrennten ihre Augen, zerriß ein berstender Knall ihr Gehör, und neben dem Gitter der Tür brach sie in sich zusammen, ein zerstörtes Wrack, endlich hinabgesunken in den unendlichen Grund, dem sie schon lange gehörte.

Marcel Deejou der schon in zehn Minuten Amelie im Maxi treffen wollte, warf einen kurzen Blick auf diesen Klumpen gewesenen Lebens und murmelte, während er sich den Handschuh überstreifte:

„Pauvre femme."

•

Wieder kam der Abend, immer noch sang der Regen sein trauriges Lied, floß unermüdlich die Seine unter den Märchentürmen von Notre-Dame. Die Runde der Vier saß wieder bei der kreisenden Flasche. Der, den sie den „Roten" nannten, sagte stumpf:

„Ich habe sie in der Morgue gefunden."

Wie ein schwarzes Tuch legte sich Schweigen über die Runde.

Mein Neffe — der Detektiv

Mein Neffe Philipp ist ein hoffnungsvoller junger Mann. Er hat einen wachen Geist. Allzuwach — wie seine arme Mutter mir immer wieder klagt, die dem Sturm und Drang seiner Tatenlust keineswegs gewachsen ist. Bis neulich (nur mit allerlei Hemmungen hat er sich in der Schule durchgesetzt) war er nur der Schrecken sämtlicher Obstbäume, Katzen und Automobilgaragen in der Nachbarschaft. Seit kurzem aber hat er mit dem Blick des Feldherrn ein ausdehnungsfähigeres Betätigungsfeld für seine Unternehmungen entdeckt. Unser Philipp liest! Seine Mutter, die es nicht lassen kann, in ihrem einzigen Jungen etwas Ueberragendes, eine Kreuzung zwischen Goethe und Napoleon zu wittern, und die sich niemals daran gewöhnen kann, daß er nur ein Lausbub ist (und bleiben wird), teilte mir dies Ereignis neulich unter tiefen Hoffnungsseufzern mit.

Aber — aber, auch Philipps neuer Hang zur Lektüre hat sich als gefährlich erwiesen. Mein Neffe liest — Detektivgeschichten: Sherlock Holmes, Frank Heller usw., ungerechnet die dunkle Belletristik, die er uns nicht zeigt und deren Inhalte wahrscheinlich am aufregendsten sind. Wenn ich heimkomme und der Tisch schon gedeckt ist, erscheint er, das Buch unter den Arm geklemmt, steht mit aufgestemmten Ellbogen, die Zeigefinger in die Ohren gestopft, mit glührotem Kopf am Büfett und liest. Beim Essen starrt er mit seinen blitzblauen Bubenaugen abwesend und gedankenschwer in weite Fernen.

Das erste Meisterstück des Lehrjungen Philipp passierte auf dem Jahrmarkt. Ich traf ihn dort. Der Bub trieb sich allein mit einer stillen Geschäftigkeit herum, die schon nichts Gutes verhieß. — Dann, als ich ihn allein ließ, geschah folgendes: Philipp blieb bis zuletzt und erwischte auch richtig, als die Kaufbuden schon geschlossen waren, einen kleinen krummen Mann, der sich zwischen der Leinwand durch in eine Bude schlich und mit einer eleganten Damenhandtasche wieder herauskam, die er einem schon wartenden Mädchen geheimnisvoll zusteckte. Philipp in seinem heftig bewegten Entdeckungsdrang roch sofort den Kriminalfall. Da seine Bubenkräfte nicht ausreichten, den Krummbeinigen zu halten, schrie er mit den grellsten Tönen seiner mutierenden Stimme: „Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!", bis

eine dicke Frau aus einem gelben Wohnwagen hinter der Bude hervorstürzte und den Dieb als ihren Mann, den Besitzer der Bude, erkannte, der sich auf solch heimlichen Wegen aus seinem eigenen Laden nur ein galantes Geschenk für das junge Mädchen geholt hatte. — Die Folgen waren schrecklicher, als wenn die Polizei den Armen gefaßt hätte: es regnete Schimpfworte vom stärksten Kaliber, und da die Wagendame gegen das rotbäckige Mädchen tätlich vorzugehen begann und auch Philipp in ihre wenig wohlwollende Suada einbezog, ergriff das Mädchen das Hasenpanier und Philipp ließ ebenfalls seine geheimpolizeiliche Aufgabe im Stich und rannte weg, so rasch wie ihn die Füße tragen konnten.

Dieser Mißerfolg kühlte den Jungen nur vorübergehend ab. Philipp spintisierte und suchte nach Geheimnissen, statt seine Schulaufgaben zu machen, um in der Lehre vorwärtszukommen.

Gestern, als ich nach Hause kam, fand ich meine Schwester in Tränen. Philipps Erfindungsgeist hat inzwischen so funktioniert, daß sie Krach mit der ganzen Nachbarschaft hat, weil der Junge überall als Horchposten überraschend hinter allen Türen steht, mit Blendspiegeln arbeitet und Mehl streut, um Fußspuren festzuhalten. Heute war sogar ein Schutzmann da und hat sich nach Philipps Namen erkundigt. Meine arme Schwester vermutet gräßliche Dinge.

Daraufhin entspann sich zwischen dem Jungen und mir folgendes Gespräch:

„Sag' — was hast du dir eigentlich gedacht?"

Philipp stottert: „Am Sonntag . . . ich habe mir gar nichts gedacht. Es war auch eine finstere Geschichte. Die Polizei hat es nur nicht zugeben wollen."

„Also erzähle."

Und Philipp berichtet unter häufigem und tiefem Atemholen und mich unschuldig anstarrend, dieses Begebnis:

Er stand am Sonntagnachmittag (wahrscheinlich nach Aufgaben für seinen Spürsinn ausspähend) am Fenster. Da sieht er, daß im verschlossenen Magazin gegenüber der herabgelassenen Rolladen etwas in die Höhe gezogen wird. Mein Philipp schöpft Verdacht. Er pirscht sich, Erinnerung an Indianerstrategie, mit einem Opernglas bewaffnet, in den Hausflur. Lauscht am Schlüsselloch der hinteren Eingangstür.

„Ja und dann?"

Dann hörte er Geräusche.

Er wartet eine Stunde lang, dann verlegt er sein Beobachtungsfeld nach der Straße.

Und dann?"

Nach einer weiteren Stunde geschah das Merkwürdige.

Eine viel zu schick gekleidete junge Dame verließ das Haus. Mit Perlenohrringen und roten Schuhen.

Ich: „Die Dame wohnt gewiß im Haus."

„Ach was! — da sind nur Dreizimmerwohnungen. Das war die Einbrecherin!" sagt Philipp mit Bestimmtheit.

„Hatte sie ein Paket?"

„Nein — Paket hatte sie keines. Das hatten ihre Helfershelfer. Aber sie hatte ein böses Gewissen!"

„Woher willst du das wissen?"

„Ja — ich ging einmal dicht zu ihr hin und sah sie fest an. Da wurde sie ganz rot und sagte: Geh' weg, du Bengel!"

„Und dann ging sie in den „König Wilhelm."

„Und du?"

„Ich ging ihr nach, daß sie es merkte, und sah nur mit dem Opernglas nach ihr. Dann ging ich ins Hotel und da saß ein Herr, und auf den ging sie los, und dann ging sie gleich in den Saal und sah sich immerzu um. Das war der Helfershelfer."

„Meinst du?"

„Ja! Absolut! Dann ging ich hinaus und kletterte über die Gartenmauer und stellte mich auf eine Bank, daß ich in den Speisesaal sehen konnte. Da saßen sie in einer ganz dunklen Ecke. Der Herr hatte ein Etui in der Hand, darin glänzte etwas Brillantes. Das hate sie gestohlen!"

„In dem Magazin?"

„Ja natürlich in dem Magazin."

„Aber, mein lieber Philipp, das ist doch ein Bettwarengeschäft und kein Juwelierladen."

„Ja — dort hatten sie es versteckt, weil es da niemand sucht."

„Sage mir, mein Junge, wieso bestellt man deinen Onkel und Vormund auf das Polizeiamt in Angelegenheiten des Lehrlings Philipp X?"

Philipp sprudelt: „Da hat sich diesmal sicher etwas herausgestellt und sie wollen es mir nicht sagen, weil ich nur ein Lehrling bin. — Ich habe nämlich sofort an die Polizei telephoniert, daß ich ein Verbrechen entdeckt habe, und sie sollten schnellstens einen Schutzmann schicken!"

„Und sie haben einen Schutzmann geschickt?"

„Natürlich! Ich habe gesagt, daß sie die Dame festnehmen sollten, denn sie habe ein Verbrechen begangen, und sagte noch, daß sie Angst hätte . . ."

„Und?"

„Da ging der Schutzmann hinein und wollte nach ihrem Namen fragen."

„Und dann?"

„Kam er heraus und sagte: Das ist eine ganz feine Dame. Ihren Namen wollte er auch nicht nennen. Und er frug mich, was sie gemacht habe. Zum Trotz habe ich ihm dann auch nicht gesagt, daß sie eingebrochen haben."

Die Sache scheint mir dunkel.

Anderen Tages kam ich auf das Polizeiamt unserer kleinen Stadt. Einer kennt da den anderen. Ich wurde zum Kommissar geführt.

„Mein lieber Doktor Mayer, könnten Sie Ihren Herrn Neffen nicht von seiner Detektivtätigkeit abhalten? Es wird zu brenzlig für uns. Wissen Sie, einer der größten Fabrikanten unserer Gegend — verheirateter Mann, man kennt das ja — hat sich mit einer jungen Dame, die hier irgendwo bei ihren Eltern wohnt, zu einem kleinen Souper getroffen. Wir haben uns da hineingemischt, dank Ihrem Herrn Neffen. Die Hoteldirektion war gezwungen, Konsequenzen zu ziehen. Die Dame hatte ihren Namen nicht ganz einwandfrei eingetragen. Ein angesehener älterer Herr, ein Bekannter natürlich. Es war uns allen sehr peinlich."

Ich schüttelte dem Kommissar kondolierend und entschuldigend die Hand. „Ja — mein Neffe hat eine Nase für dunkle Angelegenheiten."

Ich habe ihm nun das Lesen von Detektivgeschichten ernstlich verboten. Eher soll er Aepfel stehlen, damit zerstört er wenigstens nicht das deutsche Familienleben.

Merkworte

Krankheit und trübe Zeit sind Boten, die an das Innerste anklopfen, und wenn dann der Mensch nur redlich fragt: „Was wollt ihr?", so findet er bald selbst die Antwort.

*

Fordere und erwarte wenig von den Menschen; Fordere und erwarte viel von dir!

*

Wenn dich Glückwechsel trifft, denk, um dich nicht zu grämen: Abnehmen muß der Mond, um wieder zuzunehmen.

*

Eine tägliche Uebersicht des Geleisteten und Erlebten macht erst, daß man seines Tuns gewahr und froh werde; sie führt zur Gewissenhaftigkeit. Fehler und Irrtümer treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst hervor.

*

Eines nur schafft Glück hienieden: des Innern stiller Frieden und die schuldbefreite Brust.

*

Warum schreit ihr immer: „Wir brauchen einen Mann!"? — Wollt ihr nicht versuchen, selber Männer zu sein?!

*

Wir leben nur in den Stunden, deren Stimmung sich mit unserer Seele trifft.

*

Man muß genügend Selbstkultur aneignen können, um selbst in Grob- und Derbheit fein zu sein.

*

Es ist immer ein Vorteil, auf dasjenige früher gewiesen zu werden, worauf man später selbst kommen würde.

*

Achtung vor menschlichem Können! Aber die Libelle ist immer noch ein größeres Kunstwerk als der beste Flugapparat.

*

Manch einer trägt das Glück mit sich umher wie eine Büchse Oelsardinen, zu der ihm der Schlüssel fehlt.

*

Das ist die Tragik des Aelterwerdens, daß das Urteilssieb immer feiner, der Geschmack gewählter wird, während die Gewährung ersehnter Dinge immer mehr auf sich warten läßt.

*

Denn jeder Stern hat seinen eignen Ton. Im Flammenchor des Alls: Auch du bist Stern.
